

Hellmut Gnändinger, Forstdirektor a. D., Ottenhöfen 1909–2005

Wolfgang Stengele

Hellmut Gnändinger war Leiter des ehemaligen Staatlichen Forstamts Ottenhöfen von 1954 bis 1974. Das Geschlecht der Gnändingers stammt aus der Landschaft um die Quellen der Oder, dem ehemaligen Österreichisch-Schlesien mit den einstigen Herzogtümern Troppau, Jägerndorf und Teschen, einem Gebiet im Altvatergebirge, das nach den Schlesischen Kriegen dem Hause Österreich noch verblieben war.

Nach dem für Österreich und Deutschland verlorenen Krieg wurde 1918 dieser Teil Schlesiens durch den Versailler Vertrag der neu gegründeten Tschechoslowakei angeschlossen. Versuche der deutschen Bevölkerungsteile, sich anlässlich der Nationalratswahlen am 4. März 1919 noch politischen Einfluss zu bewahren, wurden mit der Erschießung von 400 deutschstämmigen Männern, Frauen und Kindern durch Tschechen verhindert. Der deutsche Bevölkerungsteil war damit eingeschüchtert und die Jugend teilweise auch bereit, ins Reich auszuwandern.

Jahrhunderte lang wohnten die Gnändingers inmitten dieser geographisch schönen und politisch zerrissenen Landschaft, die von Deutschen, Tschechen und Polen gemeinsam bewohnt war mit teils bekannten Persönlichkeiten, als Rechtsanwälte, Ärzte und Soldaten. Auf dem Friedhof in Grätz stehen heute noch zwei Marmorgrabmale der Gnändingers, die ihrer Schönheit wegen als amtliche Kulturdenkmale der Nachkriegswelle der Zerstörung entgingen. Sie sind dort noch die einzigen Gräber mit deutscher Inschrift.

Hellmut Gnändinger wurde am 14.9.1909 als Sohn eines Arztes in dem armen Bergdorf Niederhillersdorf geboren. Seine Mutter Margarete geb. Schimitzek, eine in Literatur und Musik sehr gebildete „Höhere Tochter“, hatte sich auf dem Lande – im Gegensatz zu ihrem Mann – wohl nie richtig wohlfühlt. Vater Gnändinger flüchtete 1945 vor der heranrückenden russischen Armee nach Österreich und führte dort noch bis zu seinem 85. Lebensjahr eine Arztpraxis nahe der slowenischen Grenze. Seine Mutter und die Schwester Maria wohnten nach einer aufregenden Flucht über Österreich nach Deutschland nach Zwischenstation bis zum Tod der Mutter 1963 in Laudenbach, Mainfranken.

Zu seinen Kindheitserinnerungen zählen die Ermordung von Erzherzog Franz Ferdinand und der Beginn des Ersten Weltkrieges, der Vater als Soldat an der galizischen Front, die Flucht der Mutter mit den Kindern vor der russischen Gefahr bis 1915 in ihre Heimatstadt Wien, der Umzug nach

Skrochowitz bei Troppau, Vaters Zweisitzergespann, ab 1917 seine Schulzeit in Troppau, an die Unruhen bei Kriegsende 1918 und an die Prügel mit den tschechischen Schulbuben des Nachbardorfes.

1927, nach der „Matura“, dem heutigen Abitur, wanderte Hellmut Gnädinger nach Deutschland aus, um in Darmstadt ein Semester lang ein Orientierungsstudium aufzunehmen. Er entschloss sich im Anschluss daran, angeregt durch den Mann seiner Kusine Hilda, der als Oberförster das fürstlich Löwensteinsche Forstamt Laudенbach an der hessischen Grenze leitete, für das Studium der Forstwissenschaft in Freiburg/Brsg. mit Zwischensemester in Wien. Hier erlebte er die vor allem in Studentenkreisen besonders intensiv geführten politischen Aktivitäten jener Zeit.

Nach dem 1. Staatsexamen 1932 durfte er den Titel Diplom-Forstwirt führen. Mit viel Glück konnte er als Nichtbadener eine Ausbildungsstelle als Referendar im Forstamt Meßkirch und später im Forstamt Wertheim erhalten, eine Voraussetzung für das 2. Staatsexamen, wobei er die Kosten selbst übernehmen musste, auch die Kosten für die Kranken- und Invalidenversicherung samt Arbeitgeberanteil.

Mit zwölf weiteren Kollegen zusammen fand ein Grundlehrgang in Karlsruhe statt. Von diesen 13 Mann sollten nur drei den Krieg überleben: Dummel schwer kriegsverletzt, Ernst Hensler querschnittsgelähmt und Hellmut Gnädinger nach 10-jähriger Kriegsgefangenschaft.

Nach Einrichtungsarbeiten in Laudенbach und Überprüfung des forstlichen Einheitswertes beim Finanzamt Wolfach bis 1935, anschließender Bearbeitung der Probeflächen in Baden als nunmehr Angestellter der Staatsforstverwaltung in Karlsruhe, ging er als zweiter Taxator in den Forstbezirk St. Blasien und anschließend als „akademischer Hilfsarbeiter“ zu den Forsträten Crocoll und Leiber. Nach dem mit „Gut“ bestandenen 2. Staatsexamen erfolgte die Versetzung zum Forstamt Kenzingen als 2. Beamter. In den folgenden Jahren sollte der Holzverkauf an der Zentrale in Karlsruhe und später im nahen Elsass das Hauptarbeitsfeld bilden.

In dieser Zeit festigte sich die Zuneigung zu Trudel Rau, der Schwester des Kommilitonen Theo Rau aus Stuttgart. Sie sollte lebenslang halten, sieben Kindern das Leben schenken, 12 Jahre Trennung und Warten überstehen und beiden ein sehr seltenes Glück in gegenseitiger Treue und Achtung bringen. Am 17. September 1938 fand die Hochzeit statt.

Der Krieg warf seine Schatten voraus: Die allgemeine Wehrpflicht war eingeführt. Für H. Gnädinger fanden die ersten „freiwilligen“ 8-wöchigen Lehrgänge 1937 und 1938 statt.

Nach dem Frankreichfeldzug erfolgte die Abordnung zum Chef der Zivilverwaltung nach Straßburg, um im Elsass eine Forstverwaltung nach badiischem Muster einzurichten. Die spezielle Aufgabe bestand für ihn im Aufbau eines Holzverkaufsreferats. Die dienstlichen Verbindungen reichten bis Metz und bis nach Paris.



Helmut Gnädinger

Foto: Archiv W. Stengele

Die beiden arbeitsreichen Jahre im Elsass zählten wohl zu den glücklichsten und interessantesten seines Lebens, auch privat, denn 1940 kam nach dem ersten Kind Margret bereits die zweite Tochter Ursula zur Welt. Veronika wurde 1942 geboren. 1943 zog die Familie mit nunmehr drei Kindern nach Münster i. E., wo ihrem Vater die Leitung des Forstamts nach dem Krieg zugesagt war.

Zum 3. November 1942 erfolgte der Stellungsbefehl zur 35. Infanteriedivision mit neuem Standort in Straßburg in nur geringer Distanz zur Wohnung der Familie beim Petrolhafen, von dort aus ging es zu einem Ausbildungslehrgang nach Donaueschingen und kurz vor Ostern '43 an die Ostfront bei Jelnja gleich in den Grabenkrieg.

Während eines Offizierslehrgangs in Metz in Herbst 1943 gab es ein Wiedersehen mit der Familie. Zur selben Zeit erfolgten an der Ostfront gewaltige Rückschläge, wobei sich die deutschen Armeen Hunderte von Kilometern zurückziehen mussten.

Nach Ausbildertätigkeiten östlich von Warschau und weitem, in diesem Abschnitt glücklicherweise geordnetem Rückzug musste die Einheit am Bug den östlichen Brückenkopf der Festung Brest halten und wurde dabei eingeschlossen. Nach geglücktem Ausbruch aus Brest wurde am Bug eine neue Stellung bezogen, die von russischen Panzern überrannt wurde, wobei Hellmut Gnädinger am 5.9.1944 in russische Gefangenschaft geriet.

Sie sollte 10 Jahre lang dauern.

Sein Buch „Chronik einer Kriegsgefangenschaft“ berichtet über diese Leidenszeit.

In all den Nachkriegsjahren der Kriegsgefangenschaft hat die damalige Forstdirektion Südbaden ihren am längsten in russischer Kriegsgefangenschaft verbliebenen Bediensteten nicht vergessen und ihm das traditionsreiche große Forstamt Ottenhöfen als künftigen Dienstsitz aufbewahrt. Ottenhöfen war in diesen Nachkriegsjahren immer nur kommissarisch besetzt.

Seine Frau musste im September 1944 kurz vor der Geburt ihres 4. Kindes unter schwierigen Bedingungen und unter Verlust ihres ganzen Haushalts vor den Franzosen fliehen und fand für fünf Jahre auf einem Bauernhof auf der Schwäbischen Alb Unterkunft.

Im Herbst 1949 wurde sie von der Forstdirektion Freiburg aufgefordert, die Dienstwohnung des Forstamtsgebäudes in Ottenhöfen zu beziehen, da ihr Mann nach Mitteilung der sowjetischen Regierung bereits Ende 1949 entlassen werden sollte.

Mit der ihr eigenen Energie, mit viel Fleiß und mit Hilfe des großen Gemüsegartens hinter dem Forstamt brachte sie ihre vier Kinder durch die schlechten Jahre. Sie war dabei nicht zu stolz, mit dem Verkauf von selbst geernteten Heidelbeeren und Zwetschgen ein paar Pfennige zu verdienen.

Kriegsgefangenschaft vom 5.9.1944 bis 3.1.1954

Nach den dramatischen und lebensgefährlichen Versuchen, sich durch und vor der russischen Linie am Narew zur deutschen Front durchzuschlagen, gerät Hellmut Gnädinger in Gefangenschaft, wird verhört und fast seines ganzen Eigentums beraubt. Die Unterbringung ist teilweise menschenunwürdig, die Verpflegung ist es ebenfalls, die Behandlung ist jedoch korrekt. In fünftägigem Marsch schleppt sich der halb verhungerte Gefangenenzug zum Lager Sokolow, wobei zweimal Panzer absichtlich in die Gruppe fahren. Die Gefangenen werden von Polen und Juden beschimpft, bespuckt und persönlich angegriffen und von der Wachmannschaft der Verpflegung beraubt.

Nach Fahrt und Marsch durch halb Polen vorbei an Siedlce, wo noch vier Wochen zuvor eine der größten Panzerschlachten des zweiten Weltkrieges getobt hatte, erfolgten weitere Verhöre und die Einweisung in das Kriegsgefangenenlager Lukow, von wo aus der Transport zum Lager Brest erfolgt: 90 Mann in einem Güterwagen.

Das Lager ist mit 2000 Mann belegt. Hier mussten die Gefangenen erstmals über die Vereinbarungen von Teheran erfahren, wonach 100 000 Kriegsgefangene 20 Jahre lang zum Wiederaufbau in der Sowjetunion bleiben sollten. Entlausung, Kälte und Wanzen gehörten zu den ersten Erfahrungen.

Zum 5. Oktober erfolgt die Verlegung in das Lager Minsk nach langer Fahrt im Güterwagen und nach einem 8-km-Marsch ins Waldlager, den viele der halb verhungerten Gefangenen aus Erschöpfung nicht überleben. Die Verpflegung bleibt knapp: eine dünne Suppe, etwas Brot, Fett, Zucker und Tabak, wobei die Rationen der Offiziere wesentlich größer waren als die der Mannschaft, was zu beabsichtigten Spannungen führte. Mit der Zeit bildete sich eine feste Lagerordnung. Die Bewachung bestand überwiegend aus Tschechen und Italienern. Geheizt wurde mit Torf, oft noch feucht und dies erlaubterweise nur wenige Stunden am Tag, auch bei größter Kälte, was dank eines humanen Lagerverwalters oft umgangen werden konnte.

Hart waren die Tage ohne Brot, das erste Weihnachtsfest und die Nachrichten von der Bombardierung der Heimat, vom hunderttausendfachen Tod von Frauen und Kindern in den Städten und von den Verlusten der deutschen Armee, die an den bekanntgegebenen Gefangenenzahlen erkenntlich waren.

Aber es gab auch schon erste Ansätze für eine Bibliothek und weitere kulturelle Aktivitäten.

Notgedrungen mussten sich die Gefangenen auch mit den Theorien des Kommunismus auseinandersetzen, wobei die „Antifa“ und der „Bund Freies Deutschland“ politisch sehr bestimmend waren. Die Diskussion um den 20. Juli 1944 führte besonders unter den Offizieren zu Blockbildungen und zu erbitterten Feindschaften.

Mitte Februar 1945 wurden 1000 Gefangene aus den Bergwerken des Donezbeckens in das Lager verlegt – „zur Erholung“. Wie es sich herausstellte, war der Zug von Fleckfieber durchseucht, bereits vom Tod gezeichnet. Die Russen taten alles gegen ein Übergreifen der Seuche und konnten dies auch einigermaßen verhindern. Von den Neuankömmlingen starben jedoch täglich 30 bis 40 Mann, die nirgendwo registriert wurden. Solche Epidemien wüteten leider in den meisten Kriegsgefangenenlagern, in denen selbst Verbandsmaterial Mangelware war.

Das Kriegsende brachte die Hoffnung auf eine baldige Heimkehr in die Heimat, aber es sollte anders kommen.

Mitte Mai '45 ging die Lagerverwaltung an die deutschen Offiziere über. Damit und vor allem durch den beginnenden Sommer wurde die Gefangenschaft erträglicher, außerdem gab es jetzt Zusatzverpflegung für erfüllte Arbeitsnormen. Schwieriger als der Arbeitswille war jedoch der Lebenswille zu erhalten. Die Aufstellung „freiwilliger Arbeitsbataillone“, hauptsächlich beim Einsatz in den Torfstichen um Minsk, brachte für viele Gefangene den körperlichen und seelischen Ruin.

Im Hochsommer durften die ersten 2500 Mann des Lagers heimkehren: Alte und Kranke. Der Transport erfolgte wieder auf engstem Raum in Güterwagen. 200 Mann überlebten den Transport nicht.

Im September '45 war die Verlegung in ein neues Lager bei Minsk, das einem Autowerk angeschlossen war, abgeschlossen. Verwanzte Räume mit engsten Verhältnissen und schlechter werdende Verpflegung verschärften die Gefangenschaft. Bei den dreistöckigen Schlafpritschen standen je Mann nur 40 cm zur Verfügung. Die für 2500 Mann Belegstärke ausge richteten Baracken waren 1945 mit 6000 Mann belegt. Erst bis 1948 sank die Zahl der Lagerinsassen auf 3000 Mann. Der Gesundheitszustand war so schlecht, dass zeitweise nur ca. ein Drittel der Gefangenen arbeitsfähig war.

Hellmut Gnädinger leitete den Arbeitseinsatz im Lager und fand dabei in seiner gewissenhaften und gerechten Art die Anerkennung sowohl seiner Kameraden als auch die der Russen.

Offiziere konnten entsprechend der Genfer Konvention nicht zur Arbeit gezwungen werden. Dies änderte sich schrittweise und führte zur Bildung von Offiziersbrigaden.

Das zweite Weihnachtsfest in Gefangenschaft verging. Aus der Heimat wurde spärlich Post zugelassen, streng zensiert. 1948 durften vorübergehend sogar vierteljährlich Briefe geschrieben werden.

Die erste Karte seiner Frau erhielt H. Gnädinger am 23. April 1946. Sie berichtete von der Flucht der Familie aus dem Elsass, die am Tag seiner Gefangennahme stattgefunden hatte, von der Geburt der Tochter Angelika, die 14 Tage nach der Flucht geboren wurde, vom Verlust des gesamten Besitzes sowohl seiner Eltern im Sudetenland als auch durch die Bom-

benangriffe in Stuttgart und des gesamten Mobiliars im Elsass. Sie berichtete aber auch, dass alle noch lebten und dass die Familie über Tübingen, Urach und Hülben auf der Schwäbischen Alb Unterschlupf gefunden hatte.

Die Gefangenenlager waren in der Zwischenzeit zu Arbeitslagern geworden, in denen das Soll erfüllt werden musste, um die persönlichen Lebensbedingungen zu verbessern, auch durch Geld, wobei man für 150 Rubel Reinverdienst im Monat gerade mal zwei Brote kaufen konnte. Der russischen Zivilbevölkerung ging es zu jener Zeit vor der Währungsreform allerdings zumindest nicht besser. Als sehr belästigend wurde die ständige politische Schulung und Überprüfung empfunden, verbunden mit einem ausgefeilten Spitzeltum. Dies hat in vielen Fällen zur Verurteilung von Kriegsgefangenen geführt. Im Herbst 1945 wurden in der ganzen Sowjetunion nach russischen Angaben an einem Tag 4000 Kriegsgefangene auf öffentlichen Plätzen erhängt.

Ab 1947 wurden Verhöre und Verurteilungen strenger. Die Todesstrafe war Gott sei Dank kurz zuvor abgeschafft worden; die Urteile lauteten deshalb zumeist auf Zwangsarbeit bis zu 25 Jahren, wozu bereits die Beschlagnahme von ein paar Kühen genügte.

Im November 1948 wurde Hellmut Gnändinger vom MWD verhört. Ihm war vorgeworfen worden, gegen Partisanen gekämpft und damit Kriegsverbrechen begangen zu haben. Er kam anschließend in einen kleinen Erdbunker, der als Karzer diente, und dann in eine 1 × 1,8 m große Zelle mit kleinem Fenster und einer Tag und Nacht brennenden elektrischen Birne. Da die folgenden Verhöre kein Geständnis erbrachten, wurden die Maßnahmen mit Kältezelle, Stehzwang, Strafverpflegung, dem Entzug seines Schlafplatzes und vielen anderen Schikanen so verschärft, dass er nur noch den Ausweg des Hungerstreiks sah. Nach 5 Tagen Nahrungsverweigerung gibt die Lagerleitung nach, ein Tag vor dem Heiligen Abend, als Weihnachtsgeschenk endlich wieder eine Pritsche und Schlaf. Das Jahr war vorüber ohne die von den Russen für 1948 versprochene Heimkehr.

Am 30. Januar 1949 fand zusammen mit einem Kameraden die Verlegung in das Regimelager Nr. 6 statt, in dem die dem Regime unangenehmen und der Kriegsverbrechen beschuldigten Gefangenen zusammengezogen waren. Nach erneutem Verhör ging es wieder in den Karzer, dessen Aufenthalt glücklicherweise durch eine Erkrankung abgekürzt wurde. Nach kurzer Zeit wurde H. Gnändinger auch in diesem 900 Mann starken Lager zur Leitung des Arbeitseinsatzes bestimmt.

Ende Oktober erfolgte die Rückführung ins Hauptlager, das zwischenzeitlich zum Verhörlager geworden war, in dem täglich einige hundert Verhöre stattfanden.

Nach demütigenden Verhören, die keinerlei Argumente der Verteidigung gelten ließen, fanden die Verhaftung und die Überführung ins Sam-

mellager zur Verurteilung statt. Selbst Stalins 70. Geburtstag am 21. Dezember brachte keine Amnestie für die zu Unrecht Angeklagten. Am 22. Dezember durften endlich 1200 Mann des Lagers in die Heimat fahren. Nicht so die etwa 400 Angeklagten, unter ihnen H. Gnändinger, die alleamt an Weihnachten 1949 ohne Unterschied ihr Urteil zu jeweils 25 Jahren Zwangsarbeit entgegennehmen mussten.

Unter entwürdigenden Umständen, kahl geschoren und bis auf die Haut gefilzt wurde er in eine mit 54 Mann belegte Zelle des Minsker Gefängnisses verlegt.

Drei Wochen später ging's zurück zu Lager 6, allerdings jetzt unter schärferen Bedingungen bewacht, und nach weiteren vier Wochen in das zwischenzeitlich geräumte Hauptlager.

Mit der Aufnahme der Arbeit in einer Kugellagerfabrik durch die Hälfte der ca. 1600 Mann begann wieder der alte Lagerrott. Und immer wieder klingt aus den Aufzeichnungen von Herrn Gnändinger die Hoffnung auf eine Rückkehr in die Heimat.

Es kam wieder anders: Im Juni 1950 erfolgte die Verladung in einen Güterzug bei glühender Hitze unter strenger Bewachung. Die sechstägige Fahrt ging nach Stalingrad, dem heutigen Wolgograd. Die Kriegsgefangenen waren zum Wiederaufbau hierher gebracht worden. Die Unterkunft lag in einem 100-Mann-Bunker, der Arbeitseinsatz auf verschiedenen Baustellen. Trotz der schwierigen Lage versuchte man im Blick auf die vorliegenden 25 Jahre Zwangsarbeit, sich häuslich einzurichten. Die Bevölkerung war bei den sehr spärlichen Kontakten freundlich, hilfsbereit und aufgeschlossen und besorgte notfalls auch einmal einen verbotenen Wodka. In einem kleinen Kammermusikkreis spielte der „Kriegsverbrecher“ Gnändinger auf einer weitgehend selbst instand gesetzten Bratsche. Es gab auch eine Theatergruppe, und mit dem Eintreffen der Heimatpakete trat auch ein gewisser „Wohlstand“ im Lager ein.

Die Heimatpakete führten dazu, dass es den Kriegsgefangenen jetzt besser ging als den russischen Vorarbeitern der Baustelle. Durch die Pakete war auch der Leistungsdruck geschwunden, der zuvor zum Überleben notwendig war.

Offiziell gab es in der Sowjetunion keine Kriegsgefangenen mehr, nur noch Kriegsverbrecher. Die Gefangenen wurden deshalb vor den vielen Delegationen, die Stalingrad besuchten, peinlich versteckt.

Im Juni 1953, also drei Monate nach Stalins Tod, wurde plötzlich nur noch die Hälfte der Lagerinsassen zur Arbeit geschickt. Bei ihrer Rückkunft war die andere Hälfte in das Nachbarlager verlegt worden, um nach Hause geschickt zu werden. Der Aufstand des 17. Juni in Ostberlin verzögerte dann diese Heimfahrt bis Ende September.

Die zweite Hälfte der Lagerinsassen hoffte ebenfalls auf eine sofortige Heimkehr.

Es wurde wiederum fast Weihnacht, die zehnte. Die politischen Verhältnisse wurden zurückhaltender. Als die erlösenden Worte: „Ihr fahrt am 23. Dezember in die Heimat! Beginnt sofort mit den Vorbereitungen“ gesprochen sind, kann es nach den jahrelangen Enttäuschungen noch niemand richtig glauben.

Nach langer Fahrt treffen in den letzten Stunden des Jahres 1953 diese Spätheimkehrer im Grenzort Herleshausen und wenig später im Entlassungslager Friedland ein.

Am Fernsprecher darf unser Heimkehrer noch am selben Abend mit seiner Frau und seiner nun fast schon 10 Jahre alten Tochter Angelika sprechen, die er noch nie gesehen hatte.

In Karlsruhe wird er von seiner Frau begrüßt und in Baden-Oos von Anton Huber, dem späteren iG, mit einem Waldstrauß abgeholt. Der Empfang ist still und leise. Das Forstamt in Ottenhöfen liegt winterlich im Schmuck von Tannenbäumen und Girlanden.

Die Zeit als Leiter des Staatl. Forstamts Ottenhöfen von Januar 1954 bis September 1974

brachte nicht mehr die aufregenden Ereignisse der Kriegszeit und deren Folgen, auf die übrigens jeder der Kriegsteilnehmer gerne verzichtet hätte. Es waren Jahre des stillen Fleißes, des Aufbaus, der großen und kleinen Familiensorgen und der vorgezeichneten Beamtenlaufbahn.

Ich durfte ab 1961 die Jahre seiner Tätigkeit im Forstamt als Förster in den Revieren Allerheiligen und Seebach teilen.

Die meisten Spuren seiner Tätigkeit hatte ich jedoch erst später als Büroleiter in den Akten entdeckt, als Herr Gnädinger längst im Ruhestand war.

Nicht nur der den Forstamtsleitern vorbehaltene Holzverkauf, sondern auch die gesamte Mittelbewirtschaftung, der gesamte Schriftverkehr, der gesamte sehr arbeitsintensive Bereich der Fördermittel, die Bereitstellung der Daten für die Forsteinrichtung, der Wirtschaftsvollzug für den Kommunalwald und große Teile der Forststatistik trugen seine Handschrift im wörtlichen Sinne und zeigten seinen bekannten Fleiß.

Ende der 1950er- bis Beginn der 1970er-Jahre wurde das Netz der befahrbaren Waldwege bei allen Waldbesitzarten großzügig ausgebaut, eine Arbeit, für die sich Herr Gnädinger sehr eingesetzt hat. Daneben vertrat er als Naturschutzbeauftragter den amtlichen Naturschutz, eine zeitaufwendige und oft unbefriedigende Tätigkeit.

Neben seiner dienstlich preußischen Korrektheit war Herr Gnädinger musisch und von badischer Liberalität.

Uns Förstern hatte er weitgehende Freiheiten in der Betriebsführung, vor allem auch nach außen erlaubt und Vertrauen entgegengebracht.

Zu Beginn der 1960-Jahre umfasste das Forstamt 15 teils noch sehr kleine Reviere. Allein im Staatswald waren ca. 60 Waldarbeiter beschäftigt: Holzhauer, zwei Kulturwarte, fünf Straßenwarte, Unimogfahrer und Beifahrer, zu denen H. Gnändinger bis zuletzt ein herzliches Verhältnis hatte.

Im Forstamt arbeiteten damals

Anton Huber als „Revierförster im Geschäftszimmer“
Gabi Krespach, genannt „Forstamtsgabi“, als Sekretärin und
Bertold Steimle als Holz- und Lohnrechner.

Die beiden Angestellten waren Herrn Gnändinger in ihrer absoluten Loyalität eine große Stütze. Später kam Robert Schorle als Privatwaldbetreuer hinzu, wohl auch zur Unterstützung des stets kränkelnden „i. G.“ Huber.

Es war sicher nicht immer leicht, den ausgeprägten Individualismus der Förster der abgelegenen Schwarzwaldtäler mitzutragen, trotzdem gelang es ihm, den Betrieb wie eine große Familie zu leiten.

Der Ruhestand brachte ihm die Möglichkeit, sich den ganzen Vielseitigkeiten seiner Interessen zu widmen; vor allem Literatur, Musik, Geschichte und schriftstellerische Tätigkeit erfüllten seinen Lebensabend, von dem ihm seine Frau die meisten der kleinen Aufgaben und Lasten des Alltags fern hielt.

Nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft vergrößerte sich die Familie noch um Franziska, Dorothee und Gottfried auf nunmehr sieben Kinder.

Herr Gnändinger starb im Januar 2005 im Alter von 95 Jahren.

Oben am Sauerberg in Ottenhöfen wohnt Frau Gnändinger heute noch im hart ersparten Haus mit Blick ins nahe Elsass.

Die Kinder sind längst ausgezogen und das Forstamt Ottenhöfen ist aufgelöst, bereits Geschichte.

Trotz der harten Erlebnisse der Kriegs- und Nachkriegszeit war nie Bitterkeit zu spüren.